

Udo Kelle

# Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung

Theoretische Grundlagen  
und methodologische Konzepte

2. Auflage

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEHALT SPRACHE MISSEN  
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE  
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE  
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION  
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Udo Kelle

Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden  
in der empirischen Sozialforschung

Udo Kelle

# Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung

Theoretische Grundlagen  
und methodologische Konzepte

2. Auflage



**VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2007

2. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.  
[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16144-0

# Inhalt

<b>1</b>	<b>Einleitung</b> .....	13
1.1	Der Methodendualismus als Krisenerscheinung der empirischen Sozialforschung.....	13
1.2	Vom Nutzen der Methodologie für die praktische Forschung: Praxis des Methodengebrauchs und methodologische Programme .....	15
1.3	Ein Überblick über das Buch.....	20
<b>2</b>	<b>Qualitative vs. quantitative Forschung – die Debatte</b> .....	25
2.1	Der „Krieg der Paradigmen“. Ein historischer Überblick.....	26
2.2	„Inkompatibilität der Paradigmen“ oder „Triangulation der Perspektiven“? Aktuelle Diskussionen über Methodenintegration.....	39
2.3	Zusammenfassung: Einige Desiderata der Methodendiskussion.....	52
<b>3</b>	<b>Strukturen begrenzter Reichweite als Gegenstand empirischer Forschung und soziologischer Theoriebildung</b> .....	57
3.1	Methodologische Programme und soziale Strukturen .....	58
3.2	Der Lebenslauf als Struktur begrenzter Reichweite.....	63
3.3	Handlungstheoretische Interpretationen von Strukturen begrenzter Reichweite .....	68
3.4	Zusammenfassung: Strukturen begrenzter Reichweite als Gegenstand der Methodologie empirischer Sozialforschung .....	77
<b>4</b>	<b>Die Grenzen des deduktiv-nomologischen Modells sozialwissenschaftlicher Erklärung</b> .....	81
4.1	Sozialwissenschaftliche Erklärung zwischen Mikro- und Makroebene .....	82
4.2	Sozialwissenschaftliche Erklärung und hypothetische Schlussfolgerung .....	88
4.3	Handlungserklärungen und Gesetzeserklärungen .....	93
4.4	Harter Kern und Brückenhypothesen von Makro-Mikro-Makro Erklärungen .....	99
4.5	Die „Heuristik des Alltagswissens“ als Schattenmethodologie sozialwissenschaftlicher Erklärung.....	103
4.6	Zusammenfassung: die Grenzen des hypothetiko-deduktiven methodologischen Programms.....	107

<b>5</b>	<b>Probleme des sozialwissenschaftlichen Sinnverstehens</b> .....	111
5.1	Der ältere Methodendualismus: Verstehen durch die Teilhabe am „allgemeinen menschlichen Geist“ .....	112
5.2	Das „logische Verknüpfungsargument“ und seine Schwächen .....	114
5.3	Abduktion, kreatives Handeln und sozialer Wandel.....	122
5.4	Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und hypothetische Schlussfolgerung .....	128
5.5	Die begrenzte Reichweite von Strukturen als Methodenproblem qualitativer Forschung.....	140
5.6	Zusammenfassung: Fallauswahl und Geltungsreichweite als Methodenprobleme qualitativer Forschung .....	146
<b>6</b>	<b>Das Konzept der Kausalität in einer akteursorientierten Sozialforschung</b> .....	151
6.1	Kausalität und sozialwissenschaftliche Handlungserklärung .....	152
6.2	Das Problem der Hintergrundbedingungen und die Pluralität von kausalen Pfaden.....	156
6.3	INUS-Bedingungen des Handelns .....	160
6.4	Zusammenfassung: Kausale Handlungsbedingungen und empirische Sozialforschung.....	163
<b>7</b>	<b>Kleine Fallzahlen, (zu) weit reichende Schlussfolgerungen? Komparative Methoden in der qualitativen Sozialforschung</b> .....	165
7.1	Die „Analytische Induktion“ .....	166
7.2	Die „Qualitative Komparative Analyse“.....	168
7.3	Zusammenfassung: Stärken und Schwächen komparativer Verfahren in der qualitativen Sozialforschung.....	175
<b>8</b>	<b>Kausalität und quantitative Methoden I: Probabilistische Kausalität</b> .....	181
8.1	INUS-Bedingungen und statistische Methoden.....	181
8.2	INUS-Bedingungen und sozialwissenschaftliche Handlungserklärung .....	184
8.3	Wahrscheinlichkeitstheoretische Konzepte statistischer Kausalität – die epistemische und die ontologische Interpretation des Zufalls .....	188
8.4	Wahrscheinlichkeit, Entscheidungsfreiheit und Kreativität sozialer Akteure.....	192
8.5	Zusammenfassung: Stärken und Schwächen probabilistischer Kausalitätskonzepte.....	198
<b>9</b>	<b>Kausalität und quantitative Methoden II: Das Problem von „common causes“ und Scheinkausalität</b> .....	201
9.1	Das Problem der <i>common causes</i> .....	202
9.2	Der experimentelle und quasi-experimentelle Ansatz .....	205
9.3	Der Kontrollvariablenansatz .....	210
9.4	Zusammenfassung und methodologische Konsequenzen: die Suche nach „generativen Prozessen“ .....	218

---

<b>10 Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Forschungspraxis</b> .....	227
10.1 Methodenprobleme und Validitätsbedrohungen der qualitativen und quantitativen Forschungstradition .....	227
10.2 Methodenkombination in der Forschungspraxis: fünf empirische Beispiele .....	231
10.3 Zusammenfassung: Methodenkombination zum Ausgleich von Schwächen monomethodischer Forschung .....	260
<b>11 Ein integratives methodologisches Programm empirischer Sozialforschung</b> ....	263
11.1 Der harte Kern und seine konzeptuellen Bausteine .....	263
11.2 Quantitative und qualitative Methoden in integrativen Designs .....	282
11.3 Zusammenfassung: Die Entwicklung und Überprüfung sozialwissenschaftlicher Erklärungen mit einem integrativen Methodenprogramm .....	290
<b>12 Empirische Sozialforschung jenseits des Methodendualismus – einige Thesen</b> .....	293
<b>Literatur</b> .....	301
<b>Schlagwortregister</b> .....	323
<b>Autorenregister</b> .....	327

## Vorwort

Der Streit zwischen der quantitativen und der qualitativen Methodentradiation der empirischen Sozialforschung hat eine langdauernde Geschichte und tief reichende historische und philosophische Wurzeln. Vor diesem Hintergrund mag es erstaunlich scheinen, wie häufig in sozialwissenschaftlichen Studien qualitative und quantitative Forschungsmethoden erfolgreich zu einem Forschungsdesign verbunden werden. In DFG-finanzierten Forschungsprojekten, Dissertationsvorhaben und in der sozialwissenschaftlichen Evaluations- und Anwendungsforschung erweist sich Methodenkombination oft als empirisch äußerst fruchtbar und theoretisch stimulierend. In den vergangenen Jahren haben solche Projekte zudem zahlreiche Methodeninnovationen (etwa im Bereich der computergestützten Auswertung qualitativer Daten) angeregt. Seit dem Ende der 1990er Jahre hat sich vor allem in den USA und Großbritannien sogar eine Bewegung für „Mixed Methods“ mit eigenen Konferenzen, wissenschaftlichen Periodika und Handbüchern entwickelt. Leider wird aber die Planung und Durchführung von „Mixed Methods“ Studien in vielen Fällen von pragmatischer Hemdsärmeligkeit bestimmt, bei der man methodische Konzepte wählt, die in der Praxis zu funktionieren scheinen, ohne sich allzu viele Gedanken über deren methodologische Grundlagen zu machen. Ein Grund hierfür ist sicher darin zu suchen, dass die seit vielen Jahrzehnten andauernden wissenschaftstheoretischen Kontroversen zwischen den Vertretern qualitativer und quantitativer Methoden (in denen oft noch nicht einmal Konsens darüber erzielt werden konnte, welche Phänomene eigentlich Gegenstand von Sozialforschung sein können) manchem Beobachter den Eindruck aufgedrängt haben, dass die Probleme, die einen solchen Dissens auslösen, überhaupt unlösbar seien. Ein solcher Debattenstand fördert leicht eine Sichtweise, der zu Folge Methodologie und Wissenschaftstheorie ein Feld für abseitige Diskussionen und philosophische Spezialfragen darstellen, das man in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis getrost ignorieren könne.

Der Einsatz methodischer Werkzeuge ohne methodologische Grundlagenarbeit und theoretische Reflektion bleibt jedoch ein riskantes Unterfangen. Viele klassischen Fehlerquellen und Methodenprobleme der Sozialforschung lassen sich bei näherer Betrachtung auf grundlegende und klassische logische Probleme zurückführen, und die Kenntnis methodologischer und erkenntnistheoretischer Diskussionen und Ergebnisse kann Forscher vor Denkfehlern und Fehleinschätzungen empirischer Forschungsergebnisse bewahren. Mit der hier vorliegenden Arbeit sollen sowohl methodologische als auch soziologische handlungstheoretische Grundlagen für eine Kombination von qualitativer und quantitativer Forschung erarbeitet werden. Dies erfordert natürlich zuerst, dass Diskussionsergebnisse aus beiden Traditionen gesichtet, diskutiert und aufeinander bezogen werden. Dabei möchte ich zeigen, dass viele jener Argumente, die Methoden aus der jeweils anderen Tradition aus der Forschungspraxis verbannen wollen, auf einer sehr schwachen Grundlage stehen: so wird oft auf Denktraditionen zurückgegriffen, deren Prämissen von den Diskutanten selber gar nicht mehr geteilt werden, es werden methodologische Positionen aufrechterhalten, die mit dem Stand der sozialwissenschaftlichen Theoriendebatte nur noch ungenügend zusammen



passen und neuere Entwicklungen in der Wissenschaftstheorie werden ignoriert. Das größte Problem an dem Methodenstreit in den Sozialwissenschaften besteht aber darin, dass viele Standpunkte und deren Begründungen seit Jahren nur noch wiederholt werden, ohne dass ein echter Austausch zwischen den Kontrahenten stattfindet oder sich die Positionen weiter entwickeln. Wegen des Fehlens einer echten Debatte, bei welcher Argumente, Gründe und Gegenargumente ineinander greifen, wird dann auch das Potential zur methodischen Innovation, das die kritischen Argumente der jeweiligen Gegenseite oft enthalten, nicht genutzt. Eine wichtige Aufgabe dieses Buches ist es deshalb auch, die sinnvollen und potentiell innovativen Elemente des Methodenstreits herauszuarbeiten, um dadurch methodologische und theoretische Missverständnisse überwinden zu helfen. Auf dieser Basis soll ein Programm integrativer Sozialforschung formuliert werden, das den Methodenstreit im Sinne der klassischen Dialektik „aufhebt“: indem die konstruktiven Anteile der bisherigen wechselseitigen Methodenkritik bewahrt, deren unproduktiven Anteile überwunden und die sozialwissenschaftliche Methodologie insgesamt weiterentwickelt wird.

Methodologische Reflektion ist nie frei von der Gefahr, sich vom Gegenstand und von den theoretischen Diskussionen des Faches zu lösen und ein Eigenleben zu entwickeln, bis schließlich der Forschungspraxis sterile Konzepte und undurchführbare Regeln aufgenötigt werden sollen. Als Methodiker kann man diesem Risiko am besten dann begegnen, wenn man enge Kooperationen zu empirisch forschenden und theoretisch arbeitenden Kolleginnen und Kollegen aufbauen kann. Für die vielen Diskussionspartner, die die Entwicklung meiner Ideen zur Methodenintegration begleitet haben, bin ich deshalb ungemein dankbar. An erster Stelle stehen hierbei Wissenschaftler aus dem mittlerweile beendeten Sonderforschungsbereich 186, wo undogmatische Methodenforschung, Methodenentwicklung und Methodendiskussion jenseits der bekannten Gräben möglich war. Ohne die Zusammenarbeit und beständigen Diskussionen dort mit Walter Heinz, Christian Erzberger, Gerald Prein, Susann Kluge, Andreas Witzel, Birgit Geissler, Lutz Leisering, Reinhold Sackmann, Mathias Wiggins, Claudia Born und vielen anderen hätte ich die hier vorgestellten Ideen sicher nicht in dieser Form entwickeln können. Besonders danken möchte ich auch Werner Dressel, dessen Diskussionsbereitschaft eine enorme Hilfe war und ohne dessen beständige praktische und moralische Unterstützung unser „Methodenbereich“ am Sfb 186 sicher weder entstanden wäre noch Bestand gehabt hätte. Leider kann ich die vielen Doktorandinnen und Doktoranden und die Mitglieder empirischer Projekte in den Sozialwissenschaften, der Psychologie, der Ökonomie, der Politikwissenschaften, der Pflegewissenschaften und der Gerontologie, die mir bei meiner Tätigkeit als Methodenberater geholfen haben, meine methodologischen Ideen auf eine solide empirische Grundlage zu stellen, hier nicht persönlich und im Einzelnen nennen.

Besondere Unterstützung verdankt diese Arbeit auch den Hochschullehrern des Instituts für Gerontologie an der Vechtaer Universität, insbesondere Jürgen Howe, Heinz Wieland, Gertrud Backes und vor allem dem verstorbenen Herbert Geuss, die mir unter schwierigen hochschulpolitischen Rahmenbedingungen große Gestaltungsfreiräume für selbständige Forschung gelassen haben und damit nicht unwesentlich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben. Zentrale inhaltliche Anregungen und immer wieder Ermutigung habe ich zudem von Kollegen aus der „Mixed Methods Bewegung“ erfahren, allen voran von Nigel Fielding, von Udo und Anne Kuckartz und von Peter Schmidt.

Ansgar Weymann und Wolfgang Kemnitz schließlich danke ich äußerst wertvolle Hinweise zu früheren Fassungen dieses Manuskripts, die zur Klärung von Konzepten we-

sentlich beigetragen haben und mich davor bewahrt haben, meine Gedanken in einer unreifen Form zu veröffentlichen. Was trotz dieser Unterstützung an den hier vorgestellten Überlegungen und Argumenten immer noch unreif, unausgewogen oder schlicht fehlerhaft ist, ist natürlich allein meiner eigenen Unzulänglichkeit oder Nachlässigkeit zuzuschreiben.

Wissenschaftliche Arbeit allgemein und die Erstellung einer umfangreichen Monographie im Besonderen ist manchmal nur schwer mit Erfordernissen der privaten und familiären Lebensführung vereinbar und fordert den engsten Angehörigen oft einiges ab. Ohne die Unterstützung durch meine Frau Ruth und meine Tochter Lisa, die den freizeitverschlingenden und manchmal nervenzerrenden Fortgang der Arbeit mit Rücksichtnahme, Verständnis, liebevoller Anteilnahme und großer Frustrationstoleranz begleitet haben, hätte ich dieses Buch nie schreiben können. Den Dank, den ich ihnen gegenüber empfinde, kann ich an dieser Stelle nicht beschreiben, nur andeuten.

Bremen, im Oktober 2006

Udo Kelle

# 1 Einleitung

Auch ein oberflächlicher Blick in die Literatur zur empirischen Sozialforschung macht deutlich, dass in den Sozialwissenschaften zwei verschiedene Forschungskulturen existieren: *Qualitative* und *quantitative* Methoden sind schon früh in der Geschichte der Sozialforschung, spätestens seit Mitte der 1920er Jahre, als zwei getrennte Traditionen wahrnehmbar. Seit dieser Zeit ist das Verhältnis zwischen ihnen spannungsreich, von wechselseitiger Abgrenzung und Kritik gekennzeichnet. Mittlerweile haben beide Traditionen spezifische Fachvokabularien und getrennte Diskursinstitutionen entwickelt, ihre Vertreter geben nicht nur jeweils eigene Zeitschriften, Hand- und Lehrbücher heraus, sie haben auch ihre organisatorischen Strukturen in Form von eigenen Arbeitsgruppen und Sektionen der Fachgesellschaften geschaffen. Vor allem aber haben sie jeweils unterschiedliche Standards und Kriterien für gute Forschung entwickelt: So definiert die quantitative Tradition die Beobachterunabhängigkeit bzw. Objektivität der Datenerhebung und –auswertung, die Theoriegeleitetheit des Vorgehens und die statistische Verallgemeinerbarkeit der Befunde als zentrale Ziele des Forschungsprozesses; Vertreter der qualitativen Tradition stellen dahingegen die Erkundung der Sinnsetzungs- und Sinndeutungsvorgänge der Akteure im Untersuchungsfeld, die Exploration kultureller Praktiken und Regeln und die genaue und tiefgehende Analyse und Beschreibung von Einzelfällen in den Mittelpunkt ihrer Forschungsbemühungen.

Diese unterschiedlichen Ziele sind forschungspraktisch oft nur schwer miteinander in Einklang zu bringen: so erfordern Objektivität und Verallgemeinerbarkeit einen hohen Grad der Standardisierung der Datenerhebung und die Notwendigkeit, große Fallzahlen zu untersuchen. Die Entdeckung und detailgenaue Deskription bislang unbekannter Sinnwelten verlangt dahingegen ein offenes, wenig standardisiertes Vorgehen. Dass die unterschiedlichen Forschungsziele und Qualitätsstandards, die im Rahmen beider Traditionen entwickelt wurden, sich nicht ohne weiteres miteinander vereinbaren lassen, hat oft eine heftige gegenseitige Kritik zur Folge gehabt. Weil diese Kritik jedoch in beiden Traditionen nur selten zum Anlass genommen wurde, mögliche Schwachstellen des *eigenen* Ansatzes zu thematisieren, hat sie bislang nur wenig konstruktive Ergebnisse gezeitigt. So wurden viele Argumente oft jahrzehntelang wiederholt, aber kaum aufeinander bezogen, wobei in beiden Lagern zentrale Forschungsziele und Qualitätsstandards der anderen Tradition kaum für relevant gehalten, oft auch offen zurückgewiesen oder rhetorisch umgangen wurden.

## 1.1 Der Methodendualismus als Krisenerscheinung der empirischen Sozialforschung

Die mangelhafte Bereitschaft, Argumente der Gegenseite aufzunehmen und der hieraus resultierende Stillstand der Debatte wurde dadurch verstärkt, dass die jeweils eigenen Forschungsziele und Standards in beiden Traditionen durch sehr elaborierte *methodologische Programme* begründet wurden, zu deren Formulierung unterschiedliche erkenntnistheoreti-

sche Konzepte herangezogen wurden: während sich die quantitative Methodentradiation auf Diskussionsergebnisse der anglo-amerikanischen Analytischen Philosophie und des Kritischen Rationalismus bezog, griff man in der qualitativen Methodentradiation oftmals auf Ansätze kontinentaleuropäischer Philosophie im Umkreis von Historismus, Existenzialismus und Phänomenologie zurück. Damit fehlt einer konstruktiven Diskussion, die in beiden Methodentradiationen zur Bearbeitung von Methodenproblemen und zur Weiterentwicklung methodischer Ansätze führen könnte, bis heute ein gemeinsamer Boden.

Die Methodendebatte zwischen beiden Lagern hat gegenwärtig zwei Formen angenommen: einerseits eine offensiv-konfrontative Form, die von manchen Autoren ironisch als „Paradigmenkrieg“ bezeichnet wird, und andererseits die Form des gegenseitigen Ausdem-Weg-gehens, wobei gegenseitige Einflussphären abgegrenzt werden, in denen man ungestört voneinander Forschungsziele, Methoden und Kriterien für gute Forschung entwickeln kann. Manche Vertreter der qualitativen Tradition haben diesen Burgfrieden auf der Grundlage konstruktivistischer und relativistischer Positionen erkenntnistheoretisch zu begründen versucht. Dieser Sichtweise zufolge führen jene „Paradigmen“, die den vermeintlichen Kern der konkurrierenden methodischen Ansätze darstellen, zu gleichermaßen validen, aber trotzdem miteinander unvereinbaren Anschauungen über den Inhalt und die Funktion empirischer Forschung.

Für Sozialforscher, die zur Bearbeitung *inhaltlicher Fragestellungen* die passenden Methoden auswählen müssen, bringt dieser Debattenstand nicht unerhebliche Probleme mit sich. Denn viele sozialwissenschaftliche Forschungsfragen erfordern zu ihrer Beantwortung sowohl qualitative als auch quantitative Methoden: bestimmte gesellschaftliche Makrophänomene lassen sich nur mit quantitativen Methoden beschreiben, während die Exploration von in schwer zugänglichen Subkulturen oder Milieus verbreiteten sozialen Praktiken oft nur mit qualitativen Verfahren möglich ist. Der Versuch, solche Ziele gleichzeitig zu verfolgen, stellt Sozialforscher bei der Formulierung von Forschungsfragen, der Konstruktion von Untersuchungsdesigns und der Auswahl der Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren vor nicht unerhebliche Probleme. Denn angesichts des in der Methodendebatte herrschenden Dualismus geht von der Methodenzliteratur oder auch von einer Beratung durch Methodenexperten oft ein mehr oder weniger subtiler Druck auf Forscher aus, sich für eine der beiden Traditionen zu entscheiden. Sozialwissenschaftler geraten dann, um eine Metapher zu gebrauchen, in die Situation eines Reisenden in einer fremden Gegend, der einen Ortskundigen nach dem Weg zu einem bestimmten Ort fragt und auf eine Straße gewiesen wird, die in eine ganz andere Richtung führt. Auf beharrliche Fragen hin gibt der Methodenexperte, der keinen Weg anbieten kann, der zum gewünschten Ziel führt, zahlreiche gut nachvollziehbare Gründe, warum der Forscher niemals von dieser speziellen Straße abweichen sollte. Fragt der Empiriker dann weitere Methodenexperten, kann es ihm passieren, dass ihm eine weitere Straße gezeigt wird, die in eine noch ganz andere Richtung führt. So verlieren manche Neulinge in der empirischen Sozialforschung, während sie zu Parteigängern methodologischer Richtungen oder Schulen sozialisiert werden, ihre ursprünglichen Forschungsziele und Fragestellungen aus den Augen und die empirischen Sozialwissenschaften geraten auf diese Weise in einen Zustand, in welchem die vorgängige Entscheidung über Forschungsmethoden dann Forschungsziele und Fragestellungen festlegt.

Dabei gibt es eine hinreichende Anzahl von Beispielen aus der Forschungspraxis, die belegen, dass zur Beantwortung zahlreicher Fragestellungen sowohl qualitative als auch quantitative Methoden notwendig sind und miteinander kombiniert werden müssen: seit

den 1930er Jahren wurden – beginnend mit berühmten Klassikern der empirischen Sozialforschung wie der *Marienthalstudie* oder der *Hawthornestudie* – häufig beide Methodenstränge gemeinsam und parallel in einem Forschungsprojekt eingesetzt und damit Ergebnisse erzielt, die die sozialwissenschaftliche Theorieentwicklung nachhaltig beeinflusst haben.

Seit den 1980er Jahren ist in der Forschungspraxis eine immer stärker werdende Tendenz zu *Mixed Methods Designs* feststellbar. Allerdings haben solche Projekte oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, insbesondere was die Zusammenarbeit von Sozialforschern mit unterschiedlichem methodologischem Hintergrund angeht. Die Zusammenarbeit in solchen Forschungsteams wird bereits dadurch erheblich erschwert, dass beide Methodentraditionen divergierende Fachvokabularien hervorgebracht haben, in denen dieselben Begriffe manchmal unterschiedliches bezeichnen können, aber auch oft dieselben Sachverhalte mit verschiedenen Begriffen benannt werden. So können Vertreter der einen Methodentradition die im Kontext der anderen Tradition formulierten Forschungsziele und Fragestellungen oft nur schwer nachvollziehen. Hinzu kommt, dass die Verwendung methodenintegrativer Designs in der Methodendebatte und Methodenliteratur bislang nur wenig Niederschlag gefunden hat: die hierzu verfügbare Literatur wird in Lehrbüchern noch selten zitiert, beschränkt sich zudem oft auf eine praktische Beschreibung von Designformen und lässt wichtige tiefer gehende methodologische Fragen unberührt. So wird hier zwar häufig argumentiert, dass qualitative und quantitative Methoden jeweils für bestimmte Fragestellungen besser geeignet sind und deshalb beide Methodenstränge miteinander kombiniert werden können, um Schwächen der einen Tradition durch die jeweiligen Stärken der anderen Tradition auszugleichen. Allerdings fehlt dieser Diskussion bislang ein gemeinsamer methodologischer Bezugsrahmen oder eine einheitliche Terminologie. Vor allem ist gegenwärtig kaum Literatur verfügbar, in welcher die Frage beantwortet wird, bei *welchen* Gegenständen und Fragestellungen die verschiedenen Methodentraditionen jeweils *welche* Schwächen und Stärken aufweisen.

Für welche sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände sind eher qualitative, für welche Forschungsfragen eher quantitative Verfahren geeignet? Welche Methodenprobleme qualitativer und quantitativer Forschung werden durch bestimmte Untersuchungsgegenstände erzeugt? Wie können Stärken beider Methodentraditionen genutzt werden, um diese Methodenprobleme zu lösen? Diese Fragen bilden den Ausgangspunkt dieses Buches; sein Ziel besteht darin, die in der Forschungspraxis stattfindende Methodenkombination durch ein methodologisches Programm zu begründen, aus dem sich Strategien der Methodewahl und Methodenintegration für spezifische Fragestellungen und Untersuchungsbereiche ableiten lassen. Angesichts des Standes der Debatte und der erwähnten Schwierigkeiten, in der Praxis empirische Forschung und methodologische Regeln aufeinander zu beziehen, werden hiermit Fragen aufgeworfen nach dem grundsätzlichen Verhältnis zwischen sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis und Methodenlehre bzw. nach der Funktion und dem Nutzen sozialwissenschaftlicher Methodologie für die praktische Forschung.

## 1.2 Vom Nutzen der Methodologie für die praktische Forschung: Praxis des Methodengebrauchs und methodologische Programme

Lenkt man den wissenschaftshistorischen Blick auf die empirische Sozialforschung, so stellt man leicht fest, dass im allgemeinen nicht logische und erkenntnistheoretische Erörte-

rungen den Anstoß zu sozialwissenschaftlicher Methodenentwicklung geben, sondern Erfordernisse der Forschungspraxis. Das Methodenarsenal empirischer Sozialforschung ist stets bis zu einem gewissen Grad „a collection of craft skills, driven by local and practical concerns“ (SEALE 1999, S. 26), eine Sammlung praktischer Werkzeuge, die zur Beantwortung konkreter Forschungsfragen und zur Erlangung spezifischer Erkenntnisziele dienen. Von solchen *Methoden als praktischen Forschungswerkzeugen* müssen *methodologische Programme*<sup>1</sup> unterschieden werden. Deren wesentliche Funktion besteht darin, Forschungshandeln zu begründen und anzuleiten, indem es in einen umfassenden erkenntnistheoretischen Kontext gestellt wird. Methodologische Programme versuchen Kriterien für „methodisch korrektes“ Forschungshandeln zu definieren. Sie ermöglichen auf dieser Basis eine kritische Evaluation von Methoden und können sowohl die Auswahl vorhandener als auch die Konstruktion neuer Forschungsmethoden anleiten.

Methodologische Programme lassen sich nun auf verschiedene Weise entwickeln. Man kann etwa, ausgehend von der Wissenschaftstheorie oder Methodologie als einer allgemeinen „Lehre von der Vorgehensweise bei der wissenschaftlichen Tätigkeit“ (SCHNELL, HILL, ESSER 1999, S. 48) erkenntnistheoretische Leitprinzipien (wie *Objektivität, Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen, Generalisierbarkeit* usw.) formulieren und auf dieser Grundlage einzelne methodische Verfahren entwickeln, vorschlagen, auswählen und modifizieren. Bei einem solchen Vorgehen wird die Methodologie zu einer Leitdisziplin der empirischen Forschung, die die Wege beschreibt, die man in der Forschung gehen soll und vor jenen Wegen warnt, die man besser vermeidet. Methodologische Konzepte und Programme, die auf eine solche Weise entwickelt wurden, haben bedeutsame Fortschritte für die empirische Sozialforschung erbracht, etwa bei der Konstruktion von Gütekriterien für standardisierte Instrumente, bei der Entwicklung experimenteller Designs usw. Methodologische Konzepte und Programme dieser Art können aber auch zu der bereits beschriebenen Entfremdung zwischen Methodologie und Forschungspraxis führen. Denn bei einer zu starken Fokussierung auf einige wenige methodologische Leitprinzipien können andere inhaltliche Forschungsziele und Forschungsfragen aus den Augen geraten, die für das Fach von essentieller Bedeutung sind.

Um diese Gefahr zu verringern, benötigt man ein umfassenderes Verständnis von Methodenentwicklung und Methodenkritik, das sich eng an dem von Hans REICHENBACH vorgeschlagene Verfahren der „*rationalen Rekonstruktion*“ (REICHENBACH 1938/1983, S.2) der Forschungspraxis orientiert. Diesem Verständnis zufolge müsste ein methodologisches Programm eine *probleminduzierte und forschungsbegleitende Methodenentwicklung* erlauben, die nicht mit der Formulierung allgemeiner methodologischer Prinzipien beginnt, sondern ansetzt an konkreten Anforderungen und Problemen empirischer Forschung. Diese wiederum ergeben sich stets aus der Existenz von *Forschungszielen* bzw. *Forschungsfragen*, die sich auf die Erklärung und das Verstehen von Phänomenen in spezifischen *Gegenstandsbereichen* beziehen. Dabei muss der Umstand im Auge behalten werden, dass sowohl Forschungsfragen als auch Gegenstandsbereiche sowohl durch praktische Erfordernisse (etwa durch bestimmte soziale Probleme), als auch durch (explizite oder implizite) theoretische Annahmen von Forschern konstituiert werden können.

Im Rahmen eines solchen methodologischen Programms versteht man methodische Verfahren als Lösungsversuche für Probleme, die entstehen, wenn inhaltliche Fragestellungen beantwortet werden müssen und nimmt Methoden gegenüber stets sowohl eine *kriti-*

1 Eine ausführlichere Erläuterung dieses Begriffes erfolgt in Abschnitt 3.1.

sche als auch eine *konstruktive Funktion* ein. Die kritische Funktion besteht dabei in der *Evaluation von Methoden*, d.h. in dem Bemühen, Validitätsbedrohungen, Fehlerquellen und Irrtumsmöglichkeiten aufzudecken, die die Anwendung von Methoden in der Forschungspraxis mit sich bringen. Die konstruktive Funktion umfasst die *Methodenentwicklung*, mit deren Hilfe Validitätsbedrohungen ausgeräumt und Fehlschlüsse auf methodisch kontrollierte Weise vermieden werden können.

Sowohl Methodenevaluation als auch Methodenkonstruktion kann dabei Rückgriffe auf erkenntnistheoretische Diskussionen erfordern. Erkenntnistheorie erhält dabei die Funktion einer *Hilfswissenschaft* für die empirische Sozialforschung, mit deren Hilfe typische, in der Forschungspraxis häufig auftauchende Erkenntnisprobleme begrifflich eingeordnet, verstanden und analysiert werden können. Der hohe Grad an Spezialisierung wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Diskurse und der dort oft gepflegte Sprachduktus hat bei vielen Sozialwissenschaftlern den Eindruck genährt, dass es sich hierbei grundsätzlich um Abhandlungen über esoterische Spezialthemen ohne Belang für die Forschungspraxis handle. Dieser Eindruck ist nicht nur falsch, sondern leistet auch einer riskanten Naivität im Umgang mit komplexen erkenntnistheoretischen Konzepten Vorschub, die empirisch forschende Sozialwissenschaftler beständig gebrauchen. Begriffe wie „Verstehen“, „wissenschaftliche Erklärung“, „Schlussfolgerung“ oder „Kausalität“ sind nicht reserviert für philosophische Debatten, sondern werden im wissenschaftlichen Alltagssprachgebrauch permanent verwendet. So ist „Kausalität“, um ein Beispiel herauszugreifen, auf das im 6. Kapitel ausführlich eingegangen wird, eine allgemeine Kategorie zur Beschreibungen von Zusammenhängen, die weder im Alltagsleben noch in den empirischen Sozialwissenschaften vermieden werden kann. Ohne ein grundlegendes Verständnis von Ursache-Wirkungs-Beziehungen kann das Alltagsleben nicht bewältigt werden, weil sowohl instrumentelles, physische Objekte betreffendes als auch auf andere Akteure bezogenes soziales Handeln ein zumindest implizites Vertrauen darauf erfordert, dass von Handlungen Wirkungen auf die Umwelt ausgehen. Dasselbe gilt für die Untersuchung sozialer Phänomene: auch solche Sozialwissenschaftler, die der Kausalkategorie durch erkenntnistheoretische Selbstverpflichtungen entgehen wollen, verzichten bei der Darstellung von Forschungsergebnissen keineswegs auf die Verwendung von Ursachewörtern wie „beeinflussen“, „bewirken“, „nach sich ziehen“ usw.

Die Kenntnis von Argumenten aus erkenntnistheoretischen Debatten, die sich um die Klärung solcher Begriffe bemühen, ist für die sozialwissenschaftliche Methodenentwicklung nicht entbehrlich. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass die Erkenntnistheorie selber durch zahlreiche Streitfragen und Kontroversen gekennzeichnet ist, die teilweise bis auf die Antike zurückgehen und von denen manche bis heute ungelöst sind. Denn auch das Wissen, dass ein methodologisches Konzept bislang nicht gelöste philosophische Fragen und Rätsel aufwirft, kann für die Methodenevaluation und Methodenentwicklung von Bedeutung sein. Um eine bestimmte Position in einer methodologischen Kontroverse einzunehmen oder zu kritisieren, ist es nicht belanglos, ob diese Position strittige philosophische Fragen impliziert. Hinzu kommt, dass es auch in der Erkenntnistheorie und Wissenschaftsphilosophie eine Reihe von weitgehend geteilten Einsichten gibt, die von manchen Sozialwissenschaftlern ignoriert werden. Manche radikalen epistemologischen Positionen, die in den Sozialwissenschaften als Modeerscheinungen auftreten, werden in erkenntnistheoretischen Debatten seit langer Zeit nur von kleinen Minderheiten vertreten, während die sehr